

»Dunkel, fesselnd und erschreckend plausibel.
Ein absoluter Pageturner.« MEG GARDINER

NOMINIERT
FÜR DEN
**EDGAR
AWARD**

Bis in alle Endlich keit

THRILLER
SUHRKAMP

JAMES KESTREL

suhrkamp taschenbuch 5518

Wer ist Claire Gravesend? Das fragt sich Privatdetektiv Lee Crowe, als er sie tot an einem frühen Sommermorgen 2019 auffindet, in einem feinen Cocktailkleid, auf dem Dach eines Rolls-Royce, im gefährlichsten Viertel von San Francisco. Claires Mutter, die megareiche und einflussreiche Olivia Gravesend, glaubt der Polizei und dem Gerichtsmediziner nicht: Ihre Tochter hat sich nicht selbst umgebracht. Olivia beauftragt Crowe mit dem Fall, der aber schon bald Fragen über Fragen über die Familie Gravesend aufwirft: Zunächst werden bei der Autopsie seltsame kreisförmige Narben an Claires Wirbelsäule entdeckt. Dann entgeht Crowe nur knapp einem Mordanschlag. Und schließlich entdeckt er in Claires Domizil das größte Geheimnis von allen: Schlafend in einem der Zimmer findet er Claire. Lebend. Und Crowe ist wieder ganz am Anfang: *Wer ist Claire Gravesend?*

»Wenn Chandler heute leben würde, würde er wie Kestrel schreiben. Ja, so gut ist dieser Kerl.« *Joe Hartlaub, Book Reporter*

»Die literarischen Vorbilder von James Kestrel sind klar erkennbar, dennoch entsteht Einzigartiges.« *Peter Huber, Die Presse, Wien*

James Kestrel ist ein Pseudonym von Jonathan Moore, Anwalt und Romancier. Er lebt mit seiner Familie auf Hawaii. Seine Bücher wurden in zwölf Sprachen übersetzt. Für *Fünf Winter* wurde er mit dem Edgar Award 2022 für den besten Roman des Jahres, mit dem Barry Award 2022 für den besten Thriller des Jahres und mit dem Deutschen Kriminalpreis International 2023 ausgezeichnet. Im Suhrkamp Verlag ist von ihm zudem erschienen: *Poison Artist* (2022).

Stefan Lux übersetzt aus dem Englischen und hat u. a. Jonathan Moore, Marie Rutkoski, Loraine Peck, Nick Kolakowski und Michael Koryta ins Deutsche übertragen. Er lebt in Bonn.

JAMES KESTREL

**Bis in alle
Endlichkeit**

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch
von Stefan Lux

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
Blood Relations
bei Houghton Mifflin Harcourt.

Erste Auflage 2025
suhrkamp taschenbuch 5518
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2024
© 2019 by Jonathan Moore
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlagfotos: Mark Zeng/Getty Images (San Francisco),

Andrew Merry/Getty Images (Felsen)
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47518-8

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

**Bis in alle
Endlichkeit**

*Für meine Tochter,
Sally Mahina Moore Wang*

Als ich Claire Gravesend das erste Mal sah, war sie schon tot. Wenn auch nicht lange. Sie lag vor den Refugio Apartments auf der Turk Street, noch warm und mit Farbe auf den Wangen. Mit zwei Fingern betastete ich die linke Seite ihrer Kehle, um mir das ohnehin Offensichtliche zu bestätigen. Die 9-1-1 zu wählen, kam nicht infrage. Das Letzte, was ich in diesem Moment gebrauchen konnte, war ein Gespräch mit der Polizei. Außerdem hätte die Tote sowieso nichts mehr davon gehabt.

Ich sah, wie sich das Wasser in ihren offenen Augen sammelte. Falls es noch einen Teil in ihr gab, der sehen konnte, schaute sie aus einem Ozean herauf, dessen Oberfläche für sie unerreichbar war. Sie hatte ihren letzten Atemzug getan, sank hinab und nahm alles mit sich, was sie je gekannt hatte.

Claire Gravesend.

Natürlich kannte ich ihren Namen noch nicht. Ich konnte nicht ahnen, wie sie mein Leben verändern würde. Es hätte eine flüchtige Begegnung sein können. Ein bedauerlicher Anblick auf einer Straße im Tenderloin, wo Unglücksfälle an der Tagesordnung waren. Stattdessen nahm ich meine Kamera zur Hand, was mich endgültig in die Geschichte hineinzog. Von Angesicht zu Angesicht sah ich Claire Gravesend in diesen wenigen Minuten, danach nur noch auf Fotos. Momente aus ihrem Leben, Hinweise. Die Spuren waren verstreut wie Glasscherben.

Im Rückblick hätte es mich nicht überraschen dürfen, dass die Begegnung nicht das Ende war. Sobald man einen Men-

schen wie Claire Gravesend auch nur streift, bleiben Spuren zurück. Entweder setzt man die Dinge selbst in Bewegung, oder sie entwickeln ihr Eigenleben. Und wenn sie erst ins Rollen kommen, sind sie nicht mehr aufzuhalten. Ein ewiger Kreislauf, der sich stetig erneuert.

Ich werde dieses Bild von Ewigkeit einfach nicht los. Vielleicht rede ich auch von Schicksal – von der Vorstellung, dass der Name und der Lebensweg eines Menschen schon vor dem ersten Funken des Urknalls in Stein gemeißelt sind. Dass man ewig leben könnte, ohne von dem Pfad, der einem vorherbestimmt wurde, abweichen zu können.

Aber dieser Eindruck ist nur eine Folge dessen, was später passiert ist.

Lassen Sie mich kurz ein paar Dinge erklären.

In jenem Sommer hatte ich fünf Wochen lang im Westchester gewohnt, einem schäbigen Hotel im fauligen Herzen des Tenderloin. Ich bin nicht wohlhabend, aber in einem solchen Viertel muss ich zum Glück nicht leben. In dem Hotel war ich aus beruflichen Gründen gelandet. Ich arbeitete an einem Fall, also hatte ich den kompletten Juni zwischen einer Prostituierten in Altersteilzeit und einem überzeugten Junkie gewohnt. Das Bad am Ende des Flurs teilten wir uns. Weil das Gebäude dünne Wände hatte, teilten wir auch alle möglichen Geräusche. Äußerlich betrachtet hatten wir unsere Gemeinsamkeiten: Wir alle hatten unsere Gründe, den Rezeptionisten zu meiden; wir gaben kein unnötiges Geld für die Wäscherei aus; der Nachtschicht-Verkäufer im nahe gelegenen Schnapsladen hätte uns bei jeder Gegenüberstellung herauspicken können. Aber im Gegensatz zu mir hatten meine Nachbarn wohl kaum ihre Bodendielen aufgehebelt, um Mikrofone und winzige Kameras an den Decken der eine Etage tiefer wohnenden Gäste anzubringen. Sie verbrachten die Nächte nicht damit, geflüsterten Gesprächen zu lauschen und Codenamen in ein Notizbuch zu schreiben. Dazu waren meine Nachbarn zu ehrlich.

Der Aufzug im Westchester war außer Betrieb, der Schacht voller Müll: Spritzen und Schnapsflaschen, Windeln für Erwachsene und Kartons von Meals on Wheels. Das Treppenhaus war unbeleuchtet, aber benutzbar. Die Treppe endete vor einer schmiedeeisernen Pforte, die auf die Turk Street hinausführte. Morgens vor Sonnenaufgang ging ich regelmäßig nach

unten und spazierte mehrere Blocks weit, um festzustellen, ob ich verfolgt wurde. Wenn ich mich vergewissert hatte, dass ich allein war – Sie würden sich wundern, wie allein man im Tenderloin um diese Uhrzeit sein kann –, ging ich ins Civic Center, wo ich ein aus zwei Räumen bestehendes Büro habe, ganz in der Nähe des Gerichtsgebäudes. Gerichte ziehen die Art Menschen an, die für meine Dienstleistungen zahlen.

Während dieser fünf Wochen hatte ich allerdings nur einen einzigen Klienten gehabt. Ich berechnete ihm vierundzwanzig Stunden am Tag. Fröhlich ging ich ins Büro und sah die Post durch. Ich hörte meinen Anrufbeantworter ab und bezahlte die Rechnungen, schließlich ging mein Leben weiter. Dann rief ich den Mann an, dem ich meine Rechnungen schickte und der meine Schecks unterschrieb. Bevor es hell wurde, schlich ich mich auf meinen Lauschposten im Westchester zurück.

Genau das hatte ich auch am ersten Dienstag im Juni vor. Ich trat durch die Pforte hinaus und checkte die an der Turk parkenden Autos. Vor allem achtete ich auf Lieferwagen ohne Fenster. Sie sind relativ leicht zu entdecken: Außen ist *Joe's Plumbing* aufgemalt, aber drinnen sitzt ein halbes Dutzend Agenten von FBI oder DEA vor irgendwelchen Video-Monitoren und spricht in Funkgeräte. Falls an diesem Morgen welche dort waren, bemerkte ich sie nicht. Ich drehte eine Runde um den Block. Als ich sicher war, dass ich nicht verfolgt wurde, ging ich Richtung Westen, Richtung Van Ness Avenue, wo mein Büro lag.

Auf halber Strecke bemerkte ich das Auto. Es war auf dem Bürgersteig geparkt, direkt vor den Refugio Apartments. Nicht irgendein Auto, sondern ein Rolls-Royce Wraith. Er hatte offenbar kürzlich eine Wandlung von brandneu zu

komplett zerstört durchgemacht. Bei einem Unfall, vermutete ich, und überquerte die Straße, um mir den Wagen gründlicher anzusehen. Je näher ich kam, desto deutlicher wurde, dass mein erster Gedanke nicht ganz zutraf. Weder vorn noch an den Seiten waren Spuren einer Kollision zu erkennen.

Der verchromte Kühlergrill und die rauchgraue Motorhaube waren in einwandfreiem Zustand. Das Dach allerdings war bis auf Höhe der vergoldeten Türgriffe eingedrückt. In dieser zerknautschten Delle lag eine makellose Blondine. Sie trug ein schwarzes, hauchdünnes Cocktailkleid, das im Licht der Straßenlaternen glänzte. Blut entdeckte ich nur an ihrem linken Fuß, offenbar war es an der Rückseite ihrer Wade bis auf die Ferse hinuntergelaufen. Ihre Hände waren auf dem Brustkorb gefaltet, die Augen offen. Die Haare fielen wie ein Fächer über das Dach des Wraith. An ihrem rechten Handgelenk hing eine Abendtasche. Ein Fuß war nackt – vielleicht hatte sie beim Aufprall einen Schuh verloren. Ihre Zehennägel waren weiß lackiert wie das Innere einer Muschel.

Ich schaute mich um. Auf der anderen Straßenseite, auf einem Bett aus plattgedrückten Kartons, lag ein Mann in einem wattierten schwarzen Overall. Er schlief oder war bewusstlos. Nach fünf Wochen auf der Turk Street konnte ich den Snowsuit Man je nach Windrichtung zwei Blocks weit riechen. Falls der Knall, mit dem die Frau auf dem Auto gelandet war, ihn geweckt hatte, hatte er ihn jedenfalls nicht daran gehindert, gleich wieder einzuschlafen. Außer ihm und mir war niemand in der Nähe, jedenfalls nicht hier unten auf der Straße. Ob irgendwer die Szene durch eins der dunklen Fenster beobachtete, ließ sich nicht sagen, ich versuchte erst gar nicht, es herauszufinden.

Stattdessen trat ich näher. Die Frau atmete nicht. Vorsich-

tig streckte ich die Hand aus und legte meine Finger unter ihr Kinn. Behutsam tastete ich nach der Halsschlagader. Die Frau war noch warm, aber ich spürte keinen Puls. Noch einmal schaute ich nach links und rechts, dann drehte ich mich zum Refugio um.

Vierzehn Stockwerke. Hundert Jahre altes Ziegelwerk mit Bögen und Säulen auf den beiden untersten Etagen. Oberhalb des Autos waren keine geöffneten Fenster zu erkennen, aber es gab breite Simse. Sie hätte auf eins hinausklettern und dann das Fenster zuziehen können. Oder sie war vom Dach gesprungen. Aber nichts davon erklärte es wirklich – ihre Lackledertasche, ihr transparentes Kleid und das irrsinnig teure Auto, auf dem sie gelandet war. Auf der Turk Street, direkt vor dem Refugio, ergab nichts davon irgendeinen Sinn. Vierzehn Stockwerke voll Bettwanzen und falschen Feueralarmen. Hier fuhr mitten in der Nacht Polizeiwagen vor, um häusliche Auseinandersetzungen zu schlichten oder Wohnungstüren einzutreten. Es war besser als das Westchester, aber nicht viel.

Ich trat zurück und hockte mich auf den Bürgersteig. Unter meinen Füßen knirschte das Glas der Windschutzscheibe, also kniete ich mich lieber nicht hin. Stattdessen stellte ich den Rucksack ab und öffnete ihn. Beim Verlassen meines Zimmers im Westchester hatte ich nichts herumliegen lassen. Die Überwachungskameras und Mikrofone waren versteckt, ein Teil der Aufnahmegeräte passte unter die Bodendielen. Aber meinen Laptop oder meine Kamera ließ ich grundsätzlich nie zurück. Also nahm ich die Nikon und stellte sie auf Nachtporträt ohne Blitz ein.

Ich hörte eine Sirene, aber das hatte im Tenderloin nichts zu bedeuten.

Ich stand auf und machte fünf Fotos der Selbstmord-Blondine auf ihrem Wraith-Totenbett. Dann trat ich zehn Schritte zurück, um eine Aufnahme von ihr mit dem Gebäude und der Straße zu machen. Fotografieren ist mein Beruf, könnte man sagen. Meistens bekommen nur meine Kunden die Bilder zu sehen. Aber wenn sich die Gelegenheit ergibt, bin ich mir nicht zu schade, ein Foto an den *Chronicle* oder jeden anderen zahlenden Abnehmer zu verkaufen. Seit der Scheidung und speziell meiner Rückkehr hierher schlage ich mich so gut wie möglich durch. Ich nehme, was ich kriegen kann. Und mit Fotos verdiene ich einiges, weil ich oft am richtigen Ort bin.

Als ich die Kamera herunternahm, sah ich den Mann. Er hatte sich auf dem Bürgersteig genähert und zog einen schwarzen Karren, auf dem silberne Kisten festgezurrt waren. Aber jetzt war er stehen geblieben, um schockiert und mit offenem Mund auf das Auto zu starren. Mir war nicht klar, ob er die junge Frau sehen konnte oder nicht. Es dauerte eine Weile, bis er mich überhaupt registrierte. Dann blickte er abschätzend zwischen mir, meiner Kamera und dem zerstörten Auto hin und her.

»Wer zum Teufel sind Sie?«

»Niemand«, sagte ich. »Ein Typ, der einen Spaziergang macht. Und Sie?«

Er antwortete nicht, trat aber näher. Unter seinen Laufschuhen knirschte Glas. Er trug eine Segeltuchhose und ein Flanellhemd. Darüber eine Weste mit zahllosen Taschen. Auf seiner Baseballkappe stand der Name einer Produktionsfirma, von der ich nie gehört hatte. Für einen Augenblick glaubte ich, in ein Filmset gestolpert zu sein. Aber es gab keine Scheinwerfer, keine weißen Trailer, keine Sägeböcke, mit denen

Autos vom Parken abgehalten wurden. Auch die tote Frau war kein Requisit.

»Was ist passiert?«, fragte der Mann, als er endlich zu Atem gekommen war.

»Es sah schon so aus, als ich hier ankam«, sagte ich. »Ist das Ihr Auto?«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich bin am Arsch. Ich bin komplett am Arsch.«

Er zog sein Handy aus der Tasche und fing an, auf dem Display zu scrollen. Vielleicht überlegte er, wen er als Erstes anrufen sollte.

»War sie mit Ihnen zusammen?«, fragte ich.

»Sie?«

Ich deutete mit dem Kopf auf den Wagen, der Mann kam noch näher. Er entdeckte die Frau und wandte sich schnell ab.

»O Gott.«

»Kennen Sie sie nicht?«

»Ich hab sie nie im Leben gesehen.«

Ich trat zur Seite, um den richtigen Bildausschnitt zu finden. Als ich den Kerl von der Filmproduktionsfirma mit der Frau und dem Auto im Sucher hatte, hob ich die Kamera und löste aus.

»Hey!«, sagte er. »Verdammt, was soll das?«

»Für die Zeitungen.«

Ich ging los. Er rief mir weder hinterher, noch folgte er mir. Am Ende des nächsten Blocks entdeckte ich einen geparkten Kastenwagen, auf dessen Seite der Name der Produktionsfirma stand. Auf der Ladefläche war ein junger Mann im Collegealter dabei, mit Hilfe einer Taschenlampe verschiedene Kisten mit Videoausrüstung zu durchsuchen. Wenn sie nur zu zweit mit dem geliehenen Wraith hier waren, musste es sich

um einen Kleinstbetrieb handeln. Ich trat vom Bürgersteig hinunter und legte eine Hand ans Heck des Autos.

»Guten Morgen«, sagte ich, der junge Mann blickte endlich auf. »Wofür ist der teure Wagen gedacht?«

»Werbedreh«, sagte er. »Ein TV-Spot.«

Er wandte sich wieder seiner Ausrüstung zu. Sechs weiße Schirme hatte er bereits zur Seite gelegt, jetzt suchte er wahrscheinlich nach Stativen und einer Flashbox mit Fernauslöser. Er machte einfach seinen Job, als sähe er keinen inneren Widerspruch darin, in einer Gegend mit Sozialwohnungen Werbung für ein Auto zu machen, das eine halbe Million Dollar kostete. Wahrscheinlich würden sie auch nicht davor zurückschrecken, den Snowsuit Man von der anderen Straßenseite herüberzuzerren und ihn als Requisit zu nutzen.

»Vielleicht sollten Sie den Wagen abschließen und mal nach Ihrem Boss sehen«, sagte ich. »Er hat ein Problem.«

»Er hat ... was?«

»Und nehmen Sie Ihr Handy mit, dann können Sie die 9-1-1 anrufen.«

Wieder blickte er auf. Ich fotografierte ihn, diesmal mit Blitz, damit ich sein Gesicht im dunklen Laderaum aufs Bild bekam. Als Zugabe machte ich gleich noch eine Aufnahme vom Nummernschild. Dann ging ich zurück zu meinem Büro.

In mein Büro gelangte man über eine Treppe zwischen einer Beratungsstelle für Kriegsveteranen und einer Kreditgenossenschaft. Am Portikus hatte ich ein kleines Schild aufgehängt.

AGENTUR LELAND CROWE

PRIVATE ERMITTLUNG

Ich ging die Treppe hoch und schob mit dem Fuß die Post vom Tag zuvor beiseite. Durch den Empfangsraum – der leer

war, weil ich keine Sekretärin hatte – ging ich in mein Büro. Ich schob die Speicherkarte meiner Kamera in den Computer und brachte zehn Minuten damit zu, die Fotos zu sortieren und zu bearbeiten. Mein Kunde konnte einen Moment warten.

Die Selbstmord-Blondine war wunderschön, was auch für meine Aufnahmen galt.

Das Dach des Autos hatte ihren Flug aufgehalten und sie teilweise eingewickelt, wodurch Arme und Beine in einer natürlichen Position lagen. Weil sie nicht auf dem Bürgersteig ausgebreitet lag, wirkte sie nicht wie eine Leiche, sondern beinahe kunstvoll arrangiert. Eine Frau, die auf einem Bett aus Stahl schlief. Ich hatte verschiedene Belichtungszeiten und Perspektiven gewählt. Fotos, die das Blut an ihrem Fuß, das zersplitterte Glas und ihre Rundungen unter dem Kleid zur Geltung brachten und sich für den Fall, dass sie berühmt sein sollte, bestens in den Boulevardblättern machen würden. Für die seriöseren Zeitungen hatte ich Aufnahmen, die zwar die Szene einfingen, das Blut aber aussparten.

Ich griff zum Telefon und rief die Fotoredakteure an, mit denen ich zusammenarbeitete. Zum damaligen Zeitpunkt war ich nicht dringend auf zusätzliches Geld angewiesen. Dank meiner Sommerbeschäftigung im Westchester Hotel war ich vergleichsweise flüssig. Aber ein einziger knapper, hungriger Winter zieht lebenslange Gewohnheiten nach sich. Man lässt sich eine Chance nicht entgehen; man isst, was auf den Teller kommt.

Also rief ich die Redakteure an, beginnend mit denen, die das meiste Geld hatten. Und ich feilschte.

Eine Stunde später hatte ich einen vorformulierten Vertrag unterschrieben, gescannt und per E-Mail verschickt. Mein Foto würde um neun Uhr online sein und in drei Tagen in den Regalen der Lebensmittelläden. Das *Just Now!*-Magazin würde mir tausend Dollar zahlen, plus einen zweihundertprozentigen Aufschlag, falls es sich bei der Toten um eine »einflussreiche Persönlichkeit« handelte. Die sorgfältig formulierte Definition dieses Begriffs fand sich auf Seite drei des Vertrags und war höchstwahrscheinlich von einem Anwalt am Wilshire Boulevard aufgesetzt worden, der diese Aufgabe so selbstverständlich fand wie das Feilbieten eines Rolls-Royce vor der Kulisse eines heruntergekommenen Viertels. Darüber konnte ich spotten, so viel ich wollte, aber den Scheck würde ich natürlich einlösen.

Als das erledigt war, rief ich Jim Gardner an, den Strafverteidiger, der meine Arbeitszeit für den kompletten Sommer gebucht hatte. Er saß um zehn vor sieben bereits an seinem Schreibtisch und hob beim ersten Klingeln ab. Natürlich arbeitete er so früh schon, schließlich hatte gerade ein wichtiger Prozess begonnen, in dem die Aussage des Hauptzeugen der Anklage unmittelbar bevorstand.

»Guten Morgen«, sagte ich und kam seiner üblichen Begrüßung zuvor. »Perfektes Timing. Ich hab etwas.«

Einen Moment lang herrschte Stille. Wahrscheinlich überlegte er, welchen Ton er für den Fall anschlagen sollte, dass er vom FBI abgehört wurde. Was nicht ganz abwegig war. Jedenfalls nicht, wenn die Regierung eine ungefähre Vorstellung davon hatte, wofür Jim mich den Sommer über bezahlte.

»Rufen Sie dienstlich an, Mr Crowe?«

Wenn Jim Gardner im Prozessmodus war, klangen noch seine banalsten Fragen, als wären sie in Leder gebunden und bedeutungsvoll. Er hatte gestern sein Eröffnungsplädoyer gehalten, war also in Fahrt. Außerdem war ihm bewusst, dass er möglicherweise vor einem größeren Publikum sprach.

»Ja, Herr Anwalt«, sagte ich. »Dieser Anruf ist vertraulich und unterliegt der Schweigepflicht.«

»Das reicht mir nicht. Haben Sie schon Kaffee getrunken?«

Im dritten Stock des Westchester gab es einen Typen, der von seinem Zimmer aus Crack verkaufte. Er verpackte es in Kondome, die er beim API Wellness Center auf der Polk Street geschnorrt hatte. In meinem Hotel kam das noch am ehesten an einen Kaffee heran.

»Der Portier hat mir empfohlen, das Frühstück heute Morgen woanders einzunehmen.«

Ich legte auf. Ich musste nicht nach unserem Treffpunkt fragen. Der Ort stand längst fest.

»Gestern Abend hatten wir eine Besprechung in der Kanzlei«, sagte Jim. »Es lief nicht so, wie ich gehofft hatte.«

Wir saßen auf beiden Seiten eines Schreibtischs, der dem Geschäftsführer einer aufgegebenen Karosseriewerkstatt gehört hatte. Durch die von Spinnweben überzogenen Glaswände schaute man hinaus auf einen ölfleckigen Betonboden. Licht fiel nur durch ein Dachfenster herein. Dort oben lief eine Taube auf und ab. *Tap tap tap, tap tap tap.*

Jim hatte den Schlüssel zu diesem Laden, weil seine Kanzlei mit der Zwangsvollstreckung befasst gewesen war. Wir trafen uns hier so häufig, dass auch ich einen Schlüssel hatte.

»Nammar ruft heute Morgen als Erstes DeCanza in den

Zeugenstand«, sagte Jim. »Er ist ein guter Ankläger, deshalb dachte ich, er würde ihn sich den ganzen Tag vorknöpfen. Aber er macht um drei Schluss.«

»Wirst du danach eine Vertagung beantragen?«

Jim fuhr sich durch die grauen Haare, die dazu neigten, sich zu kräuseln, sobald sie etwas länger wurden. Mit seiner tiefen Stimme, der schleppenden Sprechweise, den breiten Schultern und seinem schweren College-Ring konnte man ihn leicht für einen Football-Trainer halten.

»Die Richterin will ihren Zeitplan einhalten. Vielleicht will sie mir aber auch nur zeigen, wer der Boss ist. Ich kann sie nicht gut einschätzen. Wie auch immer, wenn Nammar fertig ist, muss ich mit dem Kreuzverhör anfangen. Keine Vertagung. Ich hoffe also, dass du wirklich etwas hast.«

Indem er um drei Schluss machte, zwang Nammar Jim dazu, sein Kreuzverhör auf zwei Prozesstage zu verteilen. Die Geschworenen würden zum Ende des Tages zwei Stunden zu hören bekommen, dann nach Hause gehen und alles vergessen. Jim würde die Nacht damit zubringen, sich zu fragen, ob er auf bestimmte Punkte noch einmal zurückkommen oder sie abschreiben und einfach weitermachen sollte. Für dieses Problem hatte ich eine Lösung.

»Nammar hat gestern Abend einen Besuch gemacht«, sagte ich. »Agent White hat ihn begleitet. Sie sind dreieinhalb Stunden bei DeCanza geblieben und haben ihn trainiert. Ihm gedroht. Ich habe Audio- und Video...«

»Das geht nicht. Ich will es nicht. Lösch es.«

»Okay.«

»Aber erzähl es mir auf jeden Fall.«

»DeCanza wird Lorcass Grab schaufeln.«

»Wer ist Lorca?«, fragte Jim. »Ich kenne keinen Lorca.«